

Lieber Fredy Gsteiger  
Verehrte Kolleginnen und Kollegen  
Meine Damen und Herren

Ja, dieser Preis hat mich überrascht.

Und er hat mich auch gerührt, im Regen mitten auf dem Kurfürstendamm, wo die Mitteilung von Andrea Masüger mich erreichte.

Ich danke der Jury von Herzen. Und ich danke ganz besonders Dir, lieber Fredy, für die herzlichen und engagierten Worte.

Mich beschäftigt nun aber auch die Kategorie des Preises: „Für das Lebenswerk.“

Der Begriff klingt für einen Kulturprotestanten wie mich ganz wunderbar: Das Leben als Werk. Das Werk als Leben.

Ich könnte es dabei belassen – und ein gutes Gewissen haben.

Doch stelle ich mir die Frage: Was ist mein Lebenswerk?

Sind Tausende von Kolumnen, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat erdacht und erschrieben, sind meine politischen Porträts der sechziger, siebziger und achtziger Jahre – ein Werk? Ein Lebens-Werk?

Ich überblicke meine journalistische Arbeit, die mein Leben seit nahezu einem halben Jahrhundert bestimmt, nur ungefähr. Ich habe meine Artikel nie gesammelt. Es gibt keine Bände mit abgehefteten Texten. Zwar gibt es elektronische Verzeichnisse. Aber die gibt es noch nicht lange. Und meine Neugier auf die eigene Schreib-Vergangenheit ist gering.

Ich kann kein Werk zur Hand nehmen, um es ... meinem Berliner Enkel Anatol Frank zu zeigen.

Das Lebenswerk, das hier so liebenswürdig ausgezeichnet wird, ist für mich nicht dokumentiert. Es ist nur Erinnerung.

Die Gegenwart hingegen ist Woche für Woche, Monat für Monat geprägt von der Gewohnheit, einen gedanklich möglichst originellen Text zu verfassen, vor allem einen sprachlich stimmigen – und einen argumentativ zwingenden, will ich als politischer Journalist doch Wirkung entfalten: über den „SonntagsBlick“ und „Cicero“ und die „Schweizer Illustrierte“.

Das Herstellen einer Übereinstimmung von Inhalt und Form – das ist die wunderbare Qual, der ich mich geradezu zwangsneurotisch unterwerfe. Der ich unterworfen bin!

Nur eines quält mich noch mehr – keine Kolumne zu schreiben.

Und wenn ich dann schreibe, dann übe ich ein Handwerk aus. Nicht gar so viel anders als das Schriftsetzer-Handwerk, das ich erlernt habe.

Aber ein Lebenswerk? Gibt es das überhaupt – das Lebenswerk eines Journalisten?

Was ist eigentlich unser Werk?

Unser Werk ist Tagwerk. Mit dem Tag vergeht auch das Werk. Und der neue Tag fordert dann wieder neues Tagwerk.

Sie sehen: Das klingt mehr nach Fleiss als nach Werk.

Ich bin in der Tat der Überzeugung, dass Fleiss mehr als die Hälfte des journalistischen Werkes ausmacht.

Und was bewirken wir mit unserem Fleiss?

Wir erzählen die Geschichten des Tages. Online sogar die Geschichten der Stunde, bisweilen der Minute. Und wir erzählen diese Geschichten, damit sie weitererzählt werden.

Wir geben den Menschen, die uns lesen oder hören, Wörter und Sätze. Wir geben ihnen Sprache.

So schaffen wir Gesellschaft – „community“, wie es heute heisst.

Gesellschaft entsteht ja erst, wenn die Menschen einander unsere Geschichten erzählen – das Geschehen diskutieren: die Freuden und die Schrecken.

Ja, das ist unser Werk: die Gesellschaft.

Und dieses Werk kann kein Einzelner für sich in Anspruch nehmen.

In meinem Fall sehe ich das so: Wenn es meiner Journalistengeneration gelungen ist, unsere Gesellschaft – unsere Schweiz – etwas offener zu machen, etwas toleranter, etwas gerechter, etwas wärmer, weil menschlicher – dann ist das ihr Werk.

Das Lebenswerk so vieler Kolleginnen und Kollegen.

Und ich kann sagen: Ich habe meinen Teil dazu beigetragen.

Wir Journalisten sind nicht Künstler, die ganz allein und aus sich heraus ein Werk schaffen. Allenfalls sind wir Kunsthandwerker, wenn wir eine journalistische Form ganz besonders gut beherrschen.

Auch ist unser Werk Auftragswerk.

Es ist uns bewusst: Wir arbeiten im Auftrag – wir erfüllen eine Pflicht.

Und wir wollen etwas sagen zur Gesellschaft. Wir wollen eine Stimme sein.

Auch wollen wir uns selber lesen. Doch was wäre dieses Sich-selber-Lesen ohne die Gewissheit, dass uns zahllose Leser lesen – gestern gelesen haben und morgen lesen werden?

So wird aus dem Narzissmus, der nun mal zu unserem Metier gehört, ein vergesellschafteter Narzissmus. Ein sinnvoller, weil gebändigter Narzissmus.

Und noch ein weiterer Aspekt verweist jedes journalistische Werk auf das Gemeinsame: Wir können nur wirken und bewirken, weil all unsere Kolleginnen und Kollegen wirken und bewirken.

Denn die Voraussetzung des Journalismus ist die Gesellschaft: die offene, die freie Gesellschaft.

Das ist die wunderbare Dialektik, die unserem Beruf zugrunde liegt: Demokratie und Rechtsstaat bilden die Voraussetzung für unser Tun. Gleichzeitig bildet unser Tun die Voraussetzung für Demokratie und Rechtsstaat.

Dass dies so bleibt, das schafft nicht der Einzelne. Das schaffen nur die Vielen.

Die Vielen heisst auch: die anderen. Die Andersdenkenden und anders Empfindenden, an denen wir uns abmühen – denen ich mich jede Woche mit Streitlust und kritischer Loyalität zuwende.

Was wäre mein Lebenswerk ohne diese anderen, die mich buchstäblich in die Sätze bringen? Denen ich meine Sätze entgegensetze: zornig und schneidend oder spöttisch und mild? Manchmal auch freudig.

Alle Ethik, alle Moral, alle Werte, alles Mass entsteht dadurch, dass der Andere ins Spiel kommt.

Und wir Journalistinnen und Journalisten garantieren Gesellschaft, indem wir dem Anderen eine Stimme geben.

In diesem Sinne sehe ich und verstehe ich mein journalistisches Werk, das Sie, verehrte Kolleginnen und Kollegen der Jury, heute als „Lebenswerk“ mit Ihrem Preis auszeichnen.

Weil ich darauf bestehe, dass kein Journalist ein einsamer Held ist, will ich noch etwas sagen über drei Begleiter meines journalistischen Lebenslaufes:

Ganz früh, mit 17 Jahren, begegnete ich Marcel Schwander, dem späteren „Tages-Anzeiger“-Korrespondenten in der französischsprachigen Schweiz. Er war Anfang der sechziger Jahren Chefredaktor der sozialdemokratischen „Seeländer Volkszeitung“. Ein libertär beseelter Journalist. Vor allem ein Liebender der deutschen Sprache.

Ihm verdanke ich die Berufswahl. Er sass bei meinen Eltern am Küchentisch, um sie davon zu überzeugen, dass aus ihrem Sohn ein Journalist werden müsse.

Marcel Schwander nahm mich in die handwerkliche und auch in seine politische Schule. Er wurde mein journalistischer Vater.

Ebenfalls in den frühen sechziger Jahren begegnete ich Mario Cortesi, damals bereits ein bekannter Schreiber und Filmer. Wir wurden Freunde und Kollegen. Er gründete das Medienunternehmen, das bis heute seinen Namen trägt.

Gemeinsam entwickelten wir das „Büro Cortesi“ zu einer Marke, die in den sechziger und siebziger Jahren durch schreiberische Kühnheit, aber auch durch beeindruckende Filme Aufsehen erregte.

Mit Mario Cortesi durchlebte ich den Journalismus als Abenteuer, voller Leidenschaften und Provokationen, aber auch als unternehmerische Erfahrung. Wir begleiteten einander 18 Jahre lang.

1981 lernte ich Michael Ringier kennen. Er ist die dritte grosse Begegnung auf meinem journalistischen Lebensweg. Er eröffnete mir die Möglichkeit, über das Schreiben hinaus publizistisch zu wirken: als Konzernleitungsmitglied, als publizistischer Leiter von Ringier, als sein Berater.

Diese Aufgaben waren für einen praktizierenden Journalisten nicht nur sehr ungewöhnlich. Sie waren für mich ein Glück.

Ja, für mich ist die Freundschaft mit Michael Ringier ein Glück.

So aber ist es: Wir brauchen in unserem Beruf neben Fleiss und Talent vor allem Menschen, die uns mögen – und die uns widersprechen. Die mit uns streiten, weil sie uns mögen.

Es gibt in unserem Beruf Leistungen, die von Jurys durch einen Preis herausgehoben werden.

Es gibt denkerische und erzählerische und sprachliche Leistungen, die herausragen.

Aber es gibt keinen Ich-Journalismus.

Es gibt nur den Wir-Journalismus.

Wir alle zusammen, liebe Kolleginnen und Kollegen, leisten, was die freie und demokratische Gesellschaft von uns erwartet.

Auf mich könnt Ihr dabei auch in Zukunft zählen.